

KIRSTY WARK

*Der Gesang
der
Wellen nach
dem Sturm*

Roman



*Aus dem Englischen übersetzt
von Sonja Rebernik-Heidegger*

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»The Legacy of Elizabeth Pringle« bei Hodder and Stoughton, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Mai 2014
Knaur Taschenbuch
© 2014 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ilse Wagner
Umschlaggestaltung: Hafen Werbeagentur, Hamburg
Umschlagabbildung: Paolo Cirmia / Flickr / Gettyimages
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51517-4

2 4 5 3 1

Für meinen Vater

Isle of Arran



*There you stood at the edge of your feather,
Expecting to fly.
While I laughed
I wondered whether
I could wave goodbye,
Knowing that you'd gone.*

NEIL YOUNG, EXPECTING TO FLY

© 1967 Broken Arrow Music Corporation
admin. by Wixen Music Publishing, Inc.

ELIZABETH



Homlea
Shore Road 20
Lamlash
Arran

1. Januar 2006

Sehr geehrte Mrs. Morrison,
Sie haben mir vor beinahe vierunddreißig Jahren einen Brief geschrieben, in dem Sie mich baten, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen, sollte ich jemals vorhaben, mein Haus zu verkaufen. Damals war ich mir jedoch sicher, dass ich niemals irgendwo anders leben wollte, weshalb es sinnlos gewesen wäre, Ihnen zu antworten. Ich wohne in diesem Haus, seit ich acht Jahre alt war, doch nun bin ich, was die Leute heutzutage wohl als »uralt und ziemlich gebrechlich« bezeichnen. Und obwohl ich bis zum heutigen Tag sehr gut allein zurechtgekommen bin, weiß ich, dass sich meine Zeit auf dieser Welt dem Ende zuneigt. Ich habe meinem Arzt erklärt, dass ich in ein kleines Pflegeheim ziehen werde, denn ich weiß, dass ich es ihm dadurch um vieles einfacher mache, und so werde ich mein Haus nun also bald verlassen.
Meine Familie ist schon vor langer Zeit von uns gegangen, und außer mir ist niemand mehr am Leben.

Ich kann mich noch sehr gut an jenen Sommer erinnern, als Sie den Brief vorbeigebracht haben. Ich saß gerade im kühlen Schatten des Esszimmers und war mit einer Näharbeit beschäftigt, da hörte ich den Briefkasten klappern. Ich erschrak so heftig, dass ich mir mit der Nadel in den Finger stach und ein Tropfen Blut auf den Stoff fiel. Ich sah Sie beinahe jeden Tag, wenn Sie Ihren Kinderwagen die Küstenstraße entlangschoben. Ihr langes Haar wehte im Wind, und Ihr farbenfroher Rock bauschte sich um Ihre Knöchel. Sie sahen sehr jung aus. Sie sangen ein Lied für Ihre Tochter, und Ihre Stimme wurde bis in meinen Garten herübergetragen. Vielleicht klang aber auch bloß Ihre Stimme so melodios, wenn Sie mit Ihrer Tochter sprachen. Sie quietschte sanft, als würde sie Ihnen antworten. Ich weiß noch, dass Sie mir einmal zugewinkt haben, und ich glaube, ich habe Ihnen daraufhin wohl zugenickt. Vielleicht haben Sie es aber auch gar nicht gesehen. Es gab Zeiten, in denen die Erinnerung an diese Begebenheit wieder sehr lebendig wurde, und dann fragte ich mich, was wohl aus Ihnen beiden geworden ist. Ich selbst habe mein ganzes Leben hier auf dieser Insel verbracht.

Ich werde meinen Anwalt beauftragen, mit Ihnen unter der Adresse Kontakt aufzunehmen, die Sie auf Ihrem Brief vermerkt haben. Homlea, mein Haus, gehört Ihnen, falls Sie es noch haben wollen. Wenn er innerhalb von drei Monaten nichts von Ihnen hört oder falls Sie ihm schriftlich mitteilen, dass Sie kein Interesse mehr daran haben, hierherzuziehen, dann wird er anderen Anweisungen folgen.

Das alles mag Ihnen nun sicher unglaublich erscheinen, doch wenn Sie immer noch der Meinung sind, dass mein

Haus »das hübscheste in ganz Lamlash« ist, und Sie sich dazu entschließen, hier zu leben, dann bitte ich Sie nur, sich gut um meinen Garten zu kümmern. Er war mir stets eine Quelle des Friedens und der Freude.

*Mit herzlichen Grüßen,
Ihre Elizabeth Pringle*

MARTHA



Martha legte ihre Hand auf das verwitterte Gartentor aus Eisen, und als sie es aufdrückte, reagierte es mit dem vertrauten, empörten Quietschen. Es schien, als hätten sich die anderen viktorianischen Villen der Glasgower Siedlung *The Oval* um Martha herum versammelt, um auf sie herabzublicken. Als hätten Marthas hochgeschlagener Kragen, der zusammengekniffene Mund und der besorgte Blick ihre Aufmerksamkeit erregt. Die hohen Bäume, die den Pfad auf beiden Seiten säumten, ragten in den grauen Märzhimmel über Glasgow, und ihre dürren Äste bildeten ein knorriges Vordach. Der Kies unter ihren Füßen knirschte unerbittlich, als sie auf die vertraute rote Eingangstür zuing. Es war kaum einen Monat her, seit Martha zum letzten Mal hier gewesen war, doch zu der Vorahnung, die sich wie ein Brocken Granit auf ihre Brust gelegt hatte, hatte sich nun ein stechender Schmerz des Verlustes gesellt. Er drohte ihr den Atem zu nehmen.

Anna Morrison war nicht mehr länger zu Hause. Es würde keine überschwengliche Begrüßung geben.

Martha betrat den Flur. Die ungeöffnete Post lag auf den Dielen des Holzfußbodens verstreut, und sie war entsetzt, wie furchtbar still es war. Türen standen offen, und die Räume dahinter schienen sie um Gesellschaft anzuflehen. Sie atmete die abgestandene Luft ein und nahm einen bitteren Geruch wahr, der

sie an einen Secondhand-Laden voller Strickjacken und Wintermäntel und einst in Ehre gehaltener Porzellantassen erinnerte. Zeugen eines vergangenen Lebens, die hastig beiseitegeschafft worden waren.

Sie ließ sich erschöpft an den alten Küchentisch aus Kiefernholz sinken, in den sich die Spuren ihres Familienlebens unauslöschlich eingebrannt hatten: Der Abdruck einer Kaffeetasse, den sie schon so oft versucht hatten abzuschrubben. Ein Schriftzug, der sich in das Holz eingekerbt hatte. Sie starrte zu dem Gemälde hinüber, das an der gegenüberliegenden Wand hing. Es zeigte Martha als kleines Mädchen, das auf Annas Knien saß. Sie trug eine weiße Bluse mit aufgestickten Rosen und einen rosaroten Trachtenrock. Ihre langen Beine hingen auf beiden Seiten hinunter, und sie trug keine Schuhe. Ihre Mutter drückte sie mit gesenktem Blick an sich. Das Bild erinnerte Martha immer an ein Gemälde von Mary Cassat. Vielleicht hatte der Künstler genau das beabsichtigt, dennoch war es, wie Susie stets betonte, eine recht farblose Imitation.

Die Leute behaupteten, dass Martha, jetzt, wo sie erwachsen war, aussah wie Anna. Sie hatte ihre großen, braunen Augen, die hohe Stirn und die schlanke Figur geerbt. Doch vor allem behaupteten ihre Freunde, dass sie dasselbe bezaubernde Lächeln besaß. Diese Komplimente beschämten und freuten Martha zugleich. Doch als sie sich nun in ihrem Lieblingszimmer umsaß, fiel ihr Blick plötzlich auf ihr Spiegelbild in dem alten, fleckigen Spiegel. Ihre kastanienbraunen Haare klebten an ihrem Kopf, und zwischen ihren ausgeprägten, geschwungenen Augenbrauen hatten sich zarte Sorgenfalten gebildet. Heute konnte sie nicht verleugnen, dass sie bereits fünfunddreißig Jahre alt war.

Martha trug Jeans und ihre graue Lieblingsstrickjacke aus Kaschmir, die sie sich gekauft hatte, um ihren ersten Artikel im

Caledonian zu feiern. Die Jacke fühlte sich immer noch fantastisch an, doch in dem düsteren Licht schien sie ihrem Gesicht jegliche Farbe zu rauben, und Martha wurde sich plötzlich bewusst, wie blass und niedergeschlagen sie auf Außenstehende wirken musste.

An einer Ecke des Spiegels hing ein brauner Zwirn, an den bernsteinfarbene Perlen geknüpft worden waren. Anna Morrison konnte nicht verleugnen, dass sie ein Hippie war, selbst jetzt, wo ihr sechzigster Geburtstag immer näher rückte. Martha hatte sich einst sehr für die Vorliebe ihrer Mutter für lange Röcke und Schlapphüte geschämt, doch nun sehnte sie sich nach ihrer üblichen Begrüßung: »Hey, Baby, wie geht es dir?«, nach den manchmal etwas zu überschwenglichen Umarmungen, nach dem Duft ihrer Mutter nach *Rive Gauche* und selbstgedrehten Zigaretten.

Martha schloss die Augen und versuchte, sich an ein Gespräch zu erinnern, das sie spätabends im flackernden Kerzenlicht, am Kiefernholztisch sitzend, geführt hatten.

»Aber hattest du denn nie das Gefühl, etwas versäumt zu haben, weil du uns so früh bekommen hast?«

»Was hätte ich denn versäumen sollen? Ihr wart beide ein Geschenk für uns«, hatte Anna ernst geantwortet.

»Aber du hattest doch erst zu arbeiten begonnen, und du sagst uns doch weiß Gott oft genug, dass die Welt nur auf uns wartet!«

»Ich habe deinen Vater geliebt und wollte Kinder mit ihm.« Martha erinnerte sich daran, dass Anna innegehalten und mit ihren langen, geschmückten Fingern ihren Arm gestreichelt hatte, bevor sie leise weitersprach: »Und es ist gut, dass es so gekommen ist, nicht wahr?«

Martha drehte ihren Kopf in Richtung Fenster, an dem eine Collage aus einst farbenfrohen Taschentüchern hing, die auf

ein Stück Fettpapier geklebt worden waren. Wenn die Sonne schien, fiel das Licht durch das ausgebleichte orangefarbene und violette und blaue Papier und warf bunte Schatten in den Raum, doch heute wirkten die Farben kraftlos. Am Rand des Bildes stand: »Susie, sechs Jahre, nach Matisse.« Daneben war mit einer Büroklammer ein altes Foto angebracht worden, das ein kleines Mädchen zeigte, das die Collage in der Hand hielt und neben dem ein junger Mann kniete, der stolz lächelte. Ihr Vater, John Morrison. Das Bild und das Foto hingen an dem Fenster, solange sich Martha erinnern konnte. Und weder sie selbst noch Anna und schon gar nicht Susie würden das Foto jemals abnehmen.

Martha ging zu der Ablage hinüber, die über dem Holzherd angebracht worden war, und berührte die vertrauten Dinge, die darauf standen: Die angeschlagenen und mit unbeholfenen rosaroten Rosen verzierten Kerzenleuchter aus Ton, die sie Anna vor zwei Jahren zu Weihnachten geschenkt hatte. Die edwardianische Reiseuhr mit der Einlegearbeit im Schachbrettmuster, die sie bei einem ihrer Ausflüge in die Trödeläden aufgestöbert hatten. Das einst so beruhigende Ticken der Uhr war mittlerweile verstummt.

Martha tastete mit den Fingern nach dem kleinen Schlüssel unter der Uhr, drehte sie um, öffnete den Messingdeckel und spannte die Feder, so dass die Uhr wieder zum Leben erwachte. Sie drehte die Zeiger in die richtige Position und trat einen Schritt zurück, um sie zu bewundern. Dann lauschte sie, wie das Ticken die Küche erfüllte.

Ihre Hand strich über die Champagnerflasche, die sie geleert hatten, um Marthas Abschluss ihres Englischstudiums zu feiern. Auf dem Etikett hatten sie ihren Namen und das Datum verewigt. Schließlich hob sie eine Schale an, die neben der Flasche stand. Sie war mit Glasstücken und Porzellanscherben ge-

füllt, die sie auf ihren Spaziergängen im Regen in der salzigen Meeresluft am Strand gesammelt hatten. Sie schwenkte die Schale hin und her und sah zu, wie die Scherben von einer Seite zur anderen rutschten und sich immer wieder wie zufällig aneinanderfügten.

Als sie die Schale wieder auf die Ablage zurückstellen wollte, bemerkte sie, dass ein Brief darunter gelegen hatte. Er war an »Mrs. A. Morrison« adressiert und mit dem Vermerk »dringend« versehen. Der Umschlag war bereits aufgerissen und schließlich wieder notdürftig zugeklebt worden. Die Angst, die in letzter Zeit zu Marthas ständigem Begleiter geworden war, legte sich auf ihre Brust, als sie ein einzelnes, cremefarbenes Blatt Papier herauszog. Der Brief stammte von einer Glasgower Anwaltskanzlei namens *Hardie und Lynch* und war kurz und förmlich. Mrs. Anna Morrison wurde gebeten, so bald wie möglich Fergus Hardie zu kontaktieren.

Martha stand wie angewurzelt da. Das Ticken der Uhr klang nun lauter und eindringlicher, und das ferne Dröhnen des Verkehrs schien näher gekommen zu sein. Sie ließ sich wieder auf den Stuhl sinken. Sie fragte sich, ob ihre Mutter womöglich etwas angestellt hatte.

Instinktiv warf sie einen Blick auf das Foto in dem trüben Silberrahmen, das auf dem Bücherregal stand. Anna trug ein langes, besticktes Kleid aus grobem Leinen, einen Blumenkranz im Haar und lange, funkelnde, indianische Ohringe. Ihr Vater grinste und hielt Anna fest umarmt. Unter seinem herunterhängenden, buschigen Schnurrbart blitzte ein Zigarrenstumpen hervor, und die Cowboystiefel unterstrichen seinen großgewachsenen, hageren Körper. Anna erzählte immer, dass 1969 ein wunderbares Jahr gewesen sei. Nach der Hochzeitszeremonie hatten sie zu Dylans »Lay Lady Lay« getanzt. Und als zuerst Martha und dann Susie klein gewesen waren, hatte John

Morrison sie in den Armen gehalten und ihnen das Lied immer und immer wieder vorgesungen, bis sie eingeschlafen waren. Martha starrte auf das Foto ihres Vaters und versuchte, ihn herbeizurufen. Sie wünschte sich, er wäre in diesem Augenblick bei ihr gewesen. Sie erinnerte sich an jenen Tag im Krankenhaus, als sein schwacher rasselnder Atem schließlich einem letzten Seufzen gewichen war. Anna hatte ihren Kopf auf seine Brust gelegt, und Susie saß ängstlich wimmernd neben ihr. Es war Marthas sechzehnter Geburtstag gewesen.

Das Büro der Anwaltskanzlei *Hardie und Lynch* befand sich im obersten Stockwerk eines hübschen Hauses aus hellem Sandstein im Zentrum von Glasgow. Da an diesem Morgen die Sonne schien, hatte Martha beschlossen, sich vom West End aus zu Fuß auf den Weg zu machen. Sie hoffte, dass ihr die Gradlinigkeit der Glasgower Straßen, die noch die Würde des viktorianischen Zeitalters widerspiegeln, Kraft geben würde. Immer wieder hob sie den Kopf und erhaschte einen Blick auf ein funkelndes Bogenfenster, dessen buntes Fensterglas in Smaragdgrün und Blau Bilder aus glorreichen Seefahrerzeiten zeigte. Sie entdeckte ein engelsgleiches Gesicht, das von Locken aus rotem Sandstein eingerahmt wurde und Handelsschiffe vor sich herblies, die auf dem Weg ostwärts nach China oder vielleicht auch westwärts nach New York waren.

In der Gordon Street angekommen, trat sie zwischen den beiden Statuen der Britannia hindurch, die den Eingang des Hauses flankierten, und drückte die schweren Mahagonitüren auf. Auf einer Messingplakette las sie, dass sich das Büro von *Hardie und Lynch* im obersten Stockwerk befand, also machte sie sich auf den Weg. Ihre Schritte hallten in dem mit kunstvoll gestalteten Kacheln ausgekleideten Treppenhaus wider, während sie die Steinstufen nach oben stieg. Sie hörte, wie der Auf-

zug auf seinem Weg nach unten an ihr vorbeiratterte und sich kurz darauf wieder nach oben quälte. Aus seinem Inneren drang leises Murmeln.

Die Empfangsdame der Anwaltskanzlei *Hardie und Lynch* war jung und trug eine Maske aus orangefarbenem Make-up. Ihr Gesichtsausdruck wirkte äußerst mürrisch, und unter ihrer engen weißen Bluse blitzte ein neonpinkfarbener Büstenhalter hervor. Martha hörte förmlich einen der Lieblingsprüche ihrer Mutter: »Was meinst du, Martha? War der Feminismus bloß eine Halluzination? Es müssen wohl diese Zauberpilze gewesen sein.« Martha betrachtete das Mädchen. Sie mochte sich vielleicht nicht für die Frauenbewegung interessieren, dennoch sah sie so aus, als könnte sie es mit jedem aufnehmen.

»Hi. Ich habe einen Termin bei Mr. Hardie.«

Die Empfangsdame hob kaum ihren Kopf, griff nach dem Telefon und kündigte Marthas Ankunft in demselben gelangweilten Tonfall an, den Martha bereits von ihrem Anruf in der Anwaltskanzlei kannte. Dann führte sie Martha den Flur hinunter, wobei sie sie kaum eines Blickes würdigte.

Gerade als Martha vor die Tür trat, auf der in goldenen Lettern der Name »Fergus Hardie« stand, wurde diese von innen geöffnet. Ein großer, vornehmer Mann in einem maßgeschneiderten Tweedanzug trat ihr entgegen und schüttelte ihre Hand. »Bitte, Miss Morrison, kommen Sie doch herein«, bat er mit einem warmen Lächeln.

Das geräumige Eckzimmer wurde von schweren, mit Glas verkleideten Bücherregalen gesäumt, die mit Gesetzbüchern vollgestopft waren. Auf dem abgewetzten Teppichboden lag ein persischer Läufer, und auf Fergus Hardies Schreibtisch türmten sich mit rosaroten und roten Bindfäden zusammengebundene Akten voller Eselsohren, hinter denen er beinahe verschwand.

»Setzen Sie sich doch. Vielen Dank, dass Sie so schnell gekommen sind. Sie haben ja während Ihres Telefonats mit Fiona bereits angedeutet, dass Sie eine Handlungsvollmacht besitzen, und zwar aus gutem Grund. Das ist wunderbar.«

»Ist denn etwas Schlimmes passiert? Hat meine Mutter etwas angestellt?«

»Nein, nichts dergleichen, das kann ich Ihnen versichern. Die ganze Angelegenheit wird Sie jedoch vermutlich ein wenig verblüffen. Aber ich gebe Ihnen am besten einfach diese beiden Briefe hier, und nachdem Sie sie gelesen haben, reden wir darüber.«

Fergus Hardie stand nun vor ihr. Er war vermutlich Anfang siebzig. Ein Mann mit wettergegerbter Haut und klaren, grauen Augen, die sie freundlich anblickten. Er hielt zwei Briefe in der Hand und führte Martha zu einem Lehnstuhl aus Leder, der neben seinem Tisch stand.

Sie nahm den ersten Brief, und er reichte ihr einen Whisky.

»Der hier ist nun wohl genau das Richtige für Sie.«

Martha sah auf das erste Blatt Papier hinunter und erkannte überrascht Annas schöne und gestochen scharfe Handschrift. Sie nahm einen kräftigen Schluck und genoss das sanfte Brennen, als der Whisky ihre Kehle hinunterterrann.

Juli 1972

*Sehr geehrte Miss Pringle,
ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, dass ich Ihnen aus
heiterem Himmel heraus schreibe. Sie kennen mich
nicht, aber ich bin im letzten Monat beinahe jeden Tag
die Küstenstraße entlangspaziert und habe dabei meine
Tochter Martha in ihrem großen blauen Kinderwagen
vor mir hergeschoben. Manchmal haben Sie gerade in
Ihrem wunderschönen Garten gearbeitet. Ich habe Ihnen
zugewinkt, und vielleicht haben Sie mich aus der Ferne*

gesehen. Mein Mann und ich verbringen den Sommer in einem Gartenhäuschen hinter einem Haus in Hamilton.

Nun, ich hoffe, Sie halten mich nicht für unhöflich oder anmaßend, aber ich komme seit Jahren auf die Insel, und Lamlash ist das schönste Dorf von allen und Ihr Haus das entzückendste. Sollten Sie jemals beschließen, es zu verkaufen, würden Sie mich dann bitte verständigen? Aber wenn ich Sie wäre, würde ich niemals fortziehen! Wie schön muss es sein, jeden Morgen die Gardinen zu öffnen und über das Meer zur Holy Isle hinüberzublicken. Für den Fall, dass Sie sich doch dazu entschließen, lege ich einen frankierten und adressierten Briefumschlag bei.

*Mit herzlichen Grüßen,
Ihre Anna Morrison*

Martha hatte das Gefühl, als würde sich etwas um ihren Hals legen und ihr den Atem nehmen. Das Zimmer und Fergus Hardie, der ihr gegenüber saß, verschwanden, und sie sah plötzlich das Gesicht ihrer Mutter vor sich, wie es damals ausgesehen haben musste. Sie lächelte sie von einem der Fotos aus an, die in einem Rahmen in Annas Schlafzimmer hingen. Anna beugte sich über Martha, die in ihrem Kinderwagen saß, und ihre langen Haare wehten im Wind.

Martha traten Tränen in die Augen, doch dann konzentrierte sie sich wieder. Sie errötete und sah Fergus Hardie fragend an. Er lächelte und reichte ihr den zweiten Brief. »Der Wunsch Ihrer Mutter ist letztlich in Erfüllung gegangen.«

Martha betrachtete die wackelige, aber dennoch schöne Handschrift, und als sie begriff, was Elizabeth Pringle ihr in ihrem Brief anbot, sah sie den Anwalt verständnislos an. »Was bedeu-

tet das?«, platzte es aus ihr heraus. »Dass das Haus nun meiner Mum gehört?«

Fergus Hardie nickte. »Lassen Sie es uns in aller Ruhe durchgehen«, sagte er sanft und legte die Fingerspitzen aneinander.

»Aber es ist zu spät. Meine Mutter wird das alles womöglich gar nicht mehr begreifen.«

Der Anwalt hob seine Hand. »Es gibt vielleicht eine Lösung, doch das hängt von Ihnen ab. Aber schön der Reihe nach. Ich erzähle Ihnen zuerst, was genau passiert ist.« Er hob das Bleikristallglas an seine Lippen und nahm einen großen Schluck von dem goldfarbenen Whisky. »Es ist eine der wenigen Freuden, die in meinem Beruf geblieben sind, dass man manchmal, wenn auch nicht allzu oft, eine faszinierende Aufgabe zu erfüllen hat.«

»Elizabeth Pringle bezeichnet mich als ihren Anwalt, obwohl ich sie nie persönlich kennengelernt habe. Ich vermute, dass sie eine Mandantin meines Vaters war, doch ich habe die alten Akten durchgesehen – und zwar sehr gründlich, wie ich anmerken muss – und habe sie nirgendwo gefunden.« Er nippte wieder an seinem Whisky. »Vor zwei Monaten hat sie mir die beiden Briefe zugesandt, die Sie gerade gelesen haben, und außerdem eine Reihe weiterer Anweisungen. Eine Woche später teilte mir ihr Hausarzt mit, dass sie verstorben ist. Und wenig später erhielt ich tatsächlich eine Kopie der Sterbeurkunde.«

»Das alles klingt so unglaublich ... nach all den Jahren.«

»Es scheint unglaublich zu sein, das gebe ich zu, doch in Wahrheit ist es recht einfach.«

»Wirklich? Wollen Sie damit sagen, dass Mum dieses Haus haben kann, wenn sie es möchte?«

»Nun, Sie besitzen die Handlungsvollmacht, also können Sie die Entscheidung an ihrer Stelle treffen.« Fergus Hardie beugte

sich über den Tisch. »Miss Morrison, das Haus und alles, was sich darin befindet, gehört Ihnen, wenn Sie sich entschließen, Elizabeth Pringles Angebot anzunehmen. Ich habe die Sache überprüft. Sie schien bei klarem Verstand gewesen zu sein. Sie war fünfundneunzig Jahre alt, als sie starb, und wie sie schon angedeutet hat, gibt es keine Angehörigen. Soweit ich feststellen konnte, gibt es keine weiteren Anspruchsberechtigten. Und ich darf Ihnen verraten, dass das Haus, abgesehen von einer kleinen Summe, die sie örtlichen Organisationen gespendet hat, ihr gesamtes Vermögen darstellt.«

Marthas Gedanken rasten. »Aber ich habe eine jüngere Schwester. Was ist mit ihr?«

»Das hängt von Ihnen ab. Sie haben die Handlungsvollmacht, nicht Ihre Schwester. Natürlich überlasse ich es Ihnen, ob Sie die Angelegenheit mit ihr besprechen möchten oder nicht.«

Martha wandte einen Moment lang den Blick ab. *Susie*. Sie hatte beschlossen, in Kopenhagen zu bleiben, obwohl sich Annas Zustand verschlechterte. Sie sah ihre Mutter vor sich, wie sie vor drei Jahren ausgesehen hatte. Martha und Anna hatten einen Wochenendausflug nach Arran unternommen. Lachend und ein wenig beschwipst waren sie bei einem Picknick am Strand gesessen, die Küstenstraße hinter ihnen. Und dennoch hatte Anna das Haus, das sich ganz in der Nähe befand, oder auch den Brief nie erwähnt. Marthas Brust zog sich zusammen. Natürlich hatte Anna bereits damals vieles vergessen.

Plötzlich hörte sie wieder Fergus Hardies beruhigende Stimme.

»Miss Morrison, das alles mag Ihnen unglaublich erscheinen, aber Sie müssen die Entscheidung ja nicht sofort treffen.«

Martha richtete sich auf und leerte ihr Glas, dann sah sie ihn an. »Es tut mir leid. Das alles ist so seltsam, doch auf eine bestimmte Art und Weise auch wieder passend. Ich kann mir

durchaus vorstellen, dass Mum einen solchen Brief geschrieben hat. Es passt zu ihr. Es erinnert mich daran, wie sie gewesen ist, bevor ... Und das ist ein schönes Gefühl.«

Sie hielt inne und spürte plötzlich, wie die Begeisterung sie packte. »Es gab einmal eine Zeit, als Mum sehr impulsiv war. Und manche sagen, ich bin wie sie.«

Fergus Hardie zuckte mit den Schultern und streckte die Hände von sich, als wollte er ihr zu verstehen geben, dass sie ohnehin nichts zu verlieren hatte. Martha sah, dass er zwei Schlüssel in der Hand hielt. »Hören Sie, es geht alles mit rechten Dingen zu. Also, warum nehmen Sie nicht diese beiden Schlüssel hier und sehen sich das Haus einmal an? Es ist ja nicht weit.«

Dann zögerte er kurz. »Werden Sie Ihre Mutter mitnehmen?« Martha schüttelte den Kopf, und Fergus Hardie sagte schnell: »Es tut mir leid, das geht mich wirklich nichts an.«

»Nein, ist schon in Ordnung. Die Ärzte wollen, dass sie in der sicheren Umgebung des Krankenhauses bleibt, während sie sie untersuchen.« Martha spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. »Außerdem wäre es wohl zu verwirrend für sie.«

Fergus bedachte sie mit dem Lächeln eines Mannes, der in seinem Büro bereits alle Arten von Familiendramen erlebt hatte. Er stand auf und ging um den Tisch herum, um ihr die Schlüssel zu überreichen. »Ich verstehe. Nun, ich denke, Sie wissen wohl am besten, was zu tun ist. *Bonne aventure*, Miss Morrison.«

Martha trat hinaus in die warme Frühlingssonne, reckte ihr Gesicht den Strahlen entgegen, schloss die Augen und rief sich das Gespräch mit Fergus Hardie noch einmal in Erinnerung. Sie konnte noch immer nicht wirklich glauben, was gerade geschehen war, dennoch war es passiert. Die Angst und der Ärger und die Augenblicke der Panik der letzten Wochen verblassten,

und Martha spürte ein Kribbeln in ihrem Bauch. Aufregung. Das war ihre Chance, ihrem Alltag hier zu entkommen. Es war egoistisch, natürlich. Sogar ein wenig rücksichtslos. Aber es war unbestritten, dass Anna ihr diese Möglichkeit verschafft hatte. Die Anna, die einmal jung und umwerfend und eigensinnig gewesen war. Wie konnte Martha also den Traum ihrer Mutter nicht wahr werden lassen, selbst wenn Annas Erinnerungen fortfliegen wie der Samen eines Löwenzahns im zarten Lufthauch?

Nachdem sie ihre Entscheidung getroffen hatte, überlegte Martha, was noch zu tun war, und machte sich schließlich auf den Weg ins nächste Internetcafé. Zuerst schrieb sie eine E-Mail an Schwester Adabayo im Kingswood-Krankenhaus.

Sehr geehrte Schwester Adabayo,
ich habe den Befund erhalten und verstehe, dass Mum im Krankenhaus bleiben muss, damit noch weitere Untersuchungen durchgeführt werden können. Ich bin Ihnen so dankbar für alles, was Sie für sie tun. Ich hatte vor, sie morgen wie vereinbart zu besuchen, aber vermutlich werde ich erst übermorgen kommen können. Ich frage mich, ob es für sie wohl einen Unterschied macht? Die Tatsache, dass sie nicht leiden muss, beruhigt mich sehr.

Mit herzlichen Grüßen,
Martha

Martha betrachtete den letzten Satz. Stimimte es, dass Anna nicht leiden musste?

Martha war vor beinahe einem Monat das erste Mal im Kingswood-Krankenhaus gewesen. Sie hatte gedacht, dass es wohl ein grausamer Scherz war, dass das alte Krankenhaus für Tuberkulosekranke aussah wie eine schlechte Kopie einer herr-

schaftlichen Festung, die nicht gebaut worden war, um Eindringlinge fernzuhalten, sondern um die Kranken einzusperren. Das Gebäude wurde von hohen Eichen umgeben, die wie kluge und mitfühlende Wächter wirkten und bereits in zwei verschiedenen Epochen auf die Gequälten und Angsterfüllten hinabgesehen hatten. Die damaligen Patienten waren von einer furchtbaren Krankheit heimgesucht worden, die ihnen den Lebensatem aussaugte, doch die derzeitigen Patienten litten unter einer anderen Art von Krankheit, die ihnen manchmal schnell und manchmal schleichend die Erinnerung an ihr Leben nahm.

Der Rasen war mit weißen Narzissen gesprenkelt. Und obwohl es ein lebensbejahender Frühlingstag gewesen war, wirkte das rußgeschwärzte Krankenhaus abgekämpft, als hätten die endlosen Versuche es erschöpft, Leben zusammenzuhalten, die dennoch auseinanderbrachen und sich auflösten.

»Es sieht nicht gerade hübsch aus, nicht wahr? Aber ich verspreche Ihnen, es ist nicht so düster, wie es wirkt«, hatte Schwester Adabayo Martha an jenem furchtbaren Tag zu beruhigen versucht. »Es ist sehr wichtig, dass Sie wissen, dass Ihre Mutter keine Angst hat.«

Martha folgte der Krankenschwester den langen, kahlen Flur hinunter bis zur geschlossenen Abteilung. »Ihre Mutter – darf ich sie Anna nennen ...?« Martha nickte abwesend. »... es geht ihr gut, und sie weiß, dass sie hier in Sicherheit ist.« Schwester Adabayo hielt vor einer düsteren Metalltür inne und gab den Sicherheitscode ein. »Aber ich befürchte, dass sich ihr Zustand seit der letzten Tomographie drastisch verschlechtert hat.«

Martha zuckte zurück, als hätte jemand sie geschlagen. »Was meinen Sie damit? Seit welcher Tomographie?« Das freundliche Gesicht der Krankenschwester verschwamm vor ihren Augen.

Schwester Adabayo hielt sie mit beiden Armen fest. »Es tut mir schrecklich leid. Ich dachte, Sie wüssten Bescheid.« Martha hatte das Gefühl, als würde sie in Ohnmacht fallen. »Den Aufzeichnungen zur Folge hatte man sie bereits vorgewarnt«, fuhr Schwester Adabayo sanft fort. »Sie wollte Sie nicht beunruhigen. Ich bin mir sicher, dass das der Grund dafür ist.«

Martha studierte die seelenvollen, dunkelbraunen Augen, die ihrem Blick ruhig begegneten, und war sich nicht sicher, auf welcher Seite die Schwester stand. »Aber Sie stimmen ihr doch nicht zu, nicht wahr? Sie hätte mir Bescheid geben müssen?«, fuhr sie die Schwester an, während sie mit den Tränen kämpfte. »Mein Gott, ich möchte nicht böse auf sie sein, wenn ich sie gleich treffe, aber das hier ist ein Alptraum.« Ihre Stimme wurde immer lauter. »Wir haben alles miteinander geteilt. Warum, zum Teufel, hat sie mir nichts gesagt?«

»Vielleicht kommen Sie besser damit zurecht, wenn ich Ihnen noch etwas mehr erzähle, bevor Sie zu ihr gehen.«

Martha schenkte Schwester Adabayo ein schwaches Lächeln. »In Ordnung, Schwester. Bitte tun Sie das. Es tut mir leid. Ich war unhöflich.«

Sie bemerkte, wie die Schwester tief Luft holte.

»Die Tomographie wurde vor vier Jahren durchgeführt.«

»Wie bitte?« Eine neue Welle der Besorgnis und des Schmerzes wogte über Martha hinweg. »Sie wusste also damals schon, dass sie unter Demenz leidet? Seit so langer Zeit? Wirklich?«

»Ja, aber kein Patient gleicht dem anderen. Es ist nicht einfach, vorherzusehen, wie schnell der Verfall voranschreitet.«

Martha lehnte sich gegen die Wand. »Nein, aber sie hätte mich darauf vorbereiten können. Und Susie ebenfalls. Wir haben Entscheidungen getroffen ...«

»Vielleicht wollte sie, dass Sie diese Entscheidungen ohne Einschränkungen treffen konnten.«

Martha schnaubte. »Aber sehen Sie nur, was passiert ist. Sie hat schon einige bizarre Dinge angestellt, aber so schlimm war es noch nie.«

»Bitte, Martha.« Schwester Adabayos Stimme klang nun eindringlicher. »Seien Sie nett zu ihr. Um Ihrer beider willen.«

Während sie den Flur entlanggingen, versuchte Martha, nicht in die Zimmer zu blicken. Verschiedene Geräusche prasselten auf sie ein: das Geplapper eines einsamen Radios, ein Summen, Worte, die stets aufs Neue wiederholt wurden, und manchmal der Umriss einer regungslosen Person, die in ihrem Stuhl zusammengesackt war. Schließlich blieb die Schwester vor einer halb geschlossenen Tür stehen und trat zur Seite, um Martha einzulassen.

Anna saß mit dem Rücken zur Tür auf der Bettkante und sah aus dem Fenster. Ihre Lieblingsweste aus Kaschmir hing über ihren gebeugten Schultern, und ihre zerzausten Haare wurden von einer Spange zusammengehalten. Martha war so überwältigt, dass sie sich zwingen musste, langsam zu atmen. »Mum«, sagte sie leise und versuchte, ihre Stimme ruhig klingen zu lassen.

Anna fuhr herum und stürzte auf ihre Tochter zu. Dann klammerten sie sich aneinander und versuchten beide, gegen die Angst anzukämpfen, die sie durchfuhr wie ein stechender Schmerz.

»Oh, Mum, es tut so gut, dich zu sehen.«

»Martha, etwas Furchtbares ist passiert. Ich hatte solche Angst.«

»Ich weiß.« Martha führte Anna wieder zurück zum Bett und bemerkte, wie sich die Schwester zurückzog. »Wir können darüber sprechen. Es ist in Ordnung.«

»Seit wann bin ich hier?«

»Seit zwei Tagen. Ich bin gekommen, so schnell ich konnte. Ich habe in New York jemanden für die Zeitung interviewt.«

Anna sah sie ausdruckslos an, doch dann blitzten ihre Augen auf, und sie umklammerte die Hand ihrer Tochter, während

ihre Stimme vor Angst immer lauter wurde. »Ich habe keine Ahnung, wo ich bin. Wo bin ich?«

»Du bist in Sicherheit, das verspreche ich dir.« Martha legte einen Arm um sie und bemerkte, wie stark Annas Knochen hervortraten. »Du bist im Kingswood-Krankenhaus. Du weißt schon, gleich in der Nähe deines Hauses. Es ist nur zehn Minuten von zu Hause entfernt.«

»Aber warum ... was ist passiert?«, fragte Anna mit leiser, zitternder Stimme.

Martha konnte es kaum ertragen, dass die einst so selbstsicher klingende, einnehmende Stimme ihrer Mutter nun nur noch ein klägliches Flüstern war. Sie drückte sie fester an sich. »Der Reinigungstrupps der Kelvingrove Kunstgalerie hat dich im Nachthemd auf der Eingangstreppe gefunden, als sie gerade zu arbeiten beginnen wollten ... und der Arzt meinte, dass du wohl schon seit den frühen Morgenstunden dort gelegen hast.« Marthas Stimme stockte. »Mum, du warst vollkommen unterkühlt. Du hättest erfrieren können.«

Martha sah, wie die Erinnerung vor Annas Augen ablief wie ein alter, flackernder Film. Ihre Mutter senkte den Blick, um ihre Hände zu betrachten, und drehte ihren schmalen goldenen Ehering um den Finger. »Martha, es tut mir so leid. Warum habe ich das getan?« Ihre Stimme war kaum noch hörbar. »Ich schäme mich so.«

Martha stiegen die Tränen in die Augen, und sie wandte schnell den Kopf ab, um sie fortzuwischen. »Ich weiß es nicht. Vielleicht hast du an eines der Gemälde gedacht. Du kennst die Galerie ja sehr gut.« Die beiden dachten eine Weile über diese Möglichkeit nach, bevor Martha einen Vorstoß wagte. Sie bemühte sich, ruhig und sachlich zu klingen. »Mum, warum hast du mir nicht gesagt, dass du schon vor einiger Zeit eine Tomographie hast machen lassen?«

»Habe ich das getan? Aber warum denn?«

»Du weißt doch, was eine Tomographie ist?«

»Natürlich.« Anna klang plötzlich genervt. »Ich muss nach Hause. Ich habe einen Termin beim Friseur, und Susie kommt zum Abendessen.«

»Susie ist in Dänemark, Mum, und wir beide waren erst letzten Monat beim Friseur. Weißt du noch? Du und George habt euch über alles Mögliche unterhalten. Ich sage immer, dass er um einiges schneller spricht als Haare schneidet.«

Eine unangenehme Stille senkte sich über die beiden Frauen. Martha hatte Anna widersprochen. Das war etwas, das in letzter Zeit immer häufiger geschah und zu Streitereien geführt hatte, die den beiden einst vollkommen unbekannt gewesen waren.

Tränen kullerten langsam über Annas Wangen. Anna, deren Lebenslust ihre Freunde immer in Staunen versetzt hatte, verlor zunehmend die Kontrolle. Es schien, als würde ihre Tochter von der anderen Seite einer hohen Mauer zu ihr sprechen.

»Mum, ich will auch, dass du wieder nach Hause darfst. Aber du kannst dort nicht mehr allein leben. Das verstehst du doch, nicht wahr? Ich muss noch einige Dinge klären, damit du nicht allein bist.«

Martha fröstelte, als sie daran dachte, wie niedergeschlagen sie gewesen war und wie sehr sie gehofft hatte, dass Susie und sie sich gemeinsam um die Angelegenheit kümmern würden.

Sie sah von der E-Mail hoch, die sie gerade geschrieben hatte, und entdeckte zwei muslimische Mädchen, die ihr gegenüber saßen und kichernd auf den Bildschirm vor ihnen starrten. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt, und ihre bunten Kopftücher verschmolzen zu einer einzigen Farbkaskade. Um sie herum blickten andere Menschen konzentriert auf ihre Bildschirme. Vermutlich Studenten, vielleicht aus Lettland oder Boston

oder Belfast. Martha dachte an das Leben, das diese Menschen führten, an ihre Eltern, ihre Geheimnisse und daran, wie wenig die Menschen voneinander wussten, da sich alle mit ihrer eigenen Welt verlinkt hatten.

Eines der muslimischen Mädchen fing ihren Blick auf und lächelte. Martha erwiderte ihr Lächeln und fragte sich, ob ihr Gesichtsausdruck wohl ihre Gedanken verriet.

Dann gab sie die Adresse ihres Chefredakteurs beim *Caledonian* in den Computer ein.

Hallo, Tom, danke, dass du mir ermöglicht hast, aus familiären Gründen Urlaub zu nehmen. Die Auszeit tut mir gut. Es war ein Schock, aber Mum befindet sich in guten Händen, und das ist eine große Erleichterung. Ich muss noch einige Dinge regeln, und es hat sich auch eine sonderbare Überraschung ergeben! Ich werde womöglich doch auf dein Abfindungsangebot eingehen. Ich halte dich auf dem Laufenden. Liebe Grüße, Martha

Martha konnte stets auf Tom McMillans Unterstützung und guten Rat zählen. Obwohl er erst fünfundvierzig Jahre alt war, war er ein kluger, belesener Mann, dem nichts entging, vor allem nicht die ausweichenden, bierseligen und erschöpften Blicke der Reporter und Redakteure (die wenigen, die es noch gab), von denen viele gute Journalisten waren, denen jedoch der ständige Wunsch des Eigentümers nach mehr Leistung in immer kürzerer Zeit stark zugesetzt hatte. Die Unterstützung seiner Frau, die als Anwältin arbeitete, und einer Schar Kinder ermöglichte es ihm, Schläge von beiden Seiten einzustecken, während er unermüdlich versuchte, die jüngeren Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wie Martha zu unterstützen. Dennoch war er sich bewusst, dass ihre Zukunft vermutlich schon bald nicht mehr in seinen Händen liegen würde.

Martha loggte sich auf die Website der Fährengesellschaft ein und reservierte für den frühen Abend einen Platz auf der Fähre nach Arran. Zwei Stunden später machte sie sich in Annas VW Käfer auf den kurzen Weg an die Küste von Ayrshire. Der Tag war sonnig, aber kalt. Sie trug ihren pelzbesetzten Parka, um sich vor der Kälte zu schützen, und ihre Sonnenbrille und hatte das Schiebedach geöffnet, so dass sie den Himmel sehen konnte. Nachdem sie die kleine Ortschaft Dalry durchquert hatte, hatte sie das Gefühl, die salzige Luft bereits schmecken zu können. Sie erinnerte sich an das, was ihre Mutter vor langer Zeit immer an diesem Punkt der Strecke zu ihnen gesagt hatte. Ihre Aufregung war ansteckend gewesen. »Mädchen, Mädchen, könnt ihr das Meer riechen? Das bedeutet, wir sind bald beim Anlegeplatz.«

Während sie um eine lange, ausladende Kurve fuhr, entdeckte Martha, dass die Strecke um eine Besonderheit reicher geworden war. Aus der Heidelandschaft erhob sich ein Wald aus silbernen Windmühlen, die im Licht der Nachmittagssonne schimmerten. Sie reduzierte das Tempo, um dem melancholischen Surren der Rotorblätter zu lauschen, die durch die Luft schnitten. Sie bewunderte ihre Eleganz und die Art, wie die imposanten Türme aus der Erde wuchsen. Als die Straße schließlich einen Hügel hinauf verlief, versanken die Windmühlen anmutig im Farnkraut, bis sie beinahe nicht mehr zu sehen waren, um überwältigend wiederaufzuerstehen, als sie an ihnen vorbeifuhr. Ein Bataillon von Windrädern, das sie an die Küste winkte.

Martha war es bewusst, dass sie vor etwas davonlief, dennoch spürte sie beinahe vergessene Gefühle in sich aufkeimen: Vorfreude, Euphorie und ein Kribbeln im Bauch, als sie daran dachte, wie leichtsinnig ihr Vorhaben war. Sie schaltete den CD-Player ein, und der erhabene Klang von Rufus Wainwrights »Hallelujah« trug sie hinunter in den Hafen von Ardrossan.